

Zur Bedeutung des Sports für die Sozialisation und Integration junger Migrantinnen

1 Wie hängen „Sozialisation“ und „Integration“ durch Sport zusammen?

Die Sozialisation von Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist untrennbar mit der Frage der Integration in die Gesellschaft verbunden:

Analytisch gesehen handelt es sich bei der Sozialisation um einen Prozess, bei dem die Vergesellschaftung des Individuums untrennbar mit dessen Individuierung oder – um einen anderen Begriff zu wählen – mit der Persönlichkeitswerdung, der Identitätsentwicklung verbunden ist. Sozialisation ist also immer ein two-way-process, in dem vergesellschaftende Elemente und individuierende Momente zusammenwirken.

Vergesellschaftung kann nach neueren sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen mit Blick auf Migranten und Migrantinnen nur im Sinne einer Partizipation an der Aufnahmegesellschaft *und* der eigenen ethnischen community gleichermaßen verstanden werden, und zwar unter der Absicht, soziale Anerkennung in verschiedenen Bereichen beider Teilgesellschaften zu erhalten. Ohne positive Anerkennungsbilanzen kann der Mensch, der ja ein soziales Wesen ist, nicht auf Dauer gesund und zufrieden leben. Zu diesen Ergebnissen kam erst jüngst wieder die Bielefelder Forschergruppe um Wilhelm Heitmeyer im Zusammenhang mit der Untersuchung gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit und er empfiehlt, den Aufbau einer Kultur der Anerkennung, die in unserer Gesellschaft weitgehend fehlt (vgl. Endrikat/Schaefer/Mansel/Heitmeyer 2002, 37f.).

Der organisierte Sport hat sich schon früh zur Aufgabe der Integration bekannt und dieses Bekenntnis erst jüngst in seiner Grundsatzerklärung „Sport und Zuwanderung“ vom Dezember 2004 eindrucksvoll erneuert. Dabei hat er die Bedeutung des Sports für Anerkennungsprozesse eigens betont. Insbesondere wird in dieser Erklärung auf die Notwendigkeit der sportlichen Förderung gerade von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund hingewiesen, weil eben diese Gruppe bisher am geringsten am Sport in Deutschland partizipiert.

Im Folgenden ein paar Daten zur Sportbeteiligung von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund:

2 Mädchen mit Migrationshintergrund – eine sportabstinente Gruppe?

Um den Grad der Sportpartizipation zu messen, kann man zu zwei Bereichen Daten erheben: zum einen Daten zum *informellen* Sportengagement, indem man nach dem Sporttreiben allein oder mit Partnern, und zwar nach Lust und Laune, fragt, und zum andern erhebt man Daten zum *formellen* Sporttreiben, also zum regelmäßigen Sporttreiben in formellem Rahmen, d.h. organisiertes Sporttreiben. Die letztgenannte Frage interessiert natürlich besonders, weil nur sie einigermaßen verlässlich Aufschluss darüber gibt, ob ein längerfristiges regelmäßiges Sportengagement vorliegt und dieses ist im Hinblick auf sozialisatorische Effekte und Integration eben besonders bedeutsam.

Folgende Inhalte beziehen sich also auf diese Frage.

Wie groß allerdings die Zahl der regelmäßig und in formellen Gruppen Sport treibenden Mädchen mit Migrationshintergrund tatsächlich ist, das weiß keiner ganz genau.

Es gibt immer noch kaum Daten hierzu, weil die großen Jugendsurveys die Frage nach dem formellen Sportengagement meist nicht stellen, so z.B. weder die Shell-Studie noch die jüngste Untersuchung des Bundesfamilienministeriums, durchgeführt von Boos-Nünning/Karakasoglu zu Mädchen mit Migrationshintergrund aus dem Jahr 2005.

Auch die Sportwissenschaft zeigt kein gesteigertes Interesse, sich dieser Frage ernsthaft anzunehmen. So bringt z.B. die groß angelegte Sportvereinsstudie von Brettschneider u.a. aus dem Jahr 2002 unter dem viel versprechenden Titel „Jugendarbeit im Sportverein“ keinerlei nach Geschlecht und Migrationshintergrund unterscheidende Daten, ist also für unsere Fragestellung völlig wertlos.

Nach Durchsicht aller bis zum Jahr 2005 zum Sportengagement von Mädchen mit Migrationshintergrund vorliegenden empirischen Daten, ergibt sich folgendes Bild:

2.1 Mitgliedschaft in einem Sportverein:

35,5% aller Mädchen (3.-5. Schuljahr, d.h. alle Schularten) sind Mitglied (zum vgl. Jungen: 52,2%)

Differenziert nach Nationalität:

- deutsche Mädchen: 45%
- Aussiedlerinnen: 15,9%
- **türkische Mädchen: 3,1%**
- sonstige Ausländerinnen 22,6%

(Daten aus der Jugendsportstudie NRW aus dem Jahr 1992, vgl. Brinkhoff/ Sack 1999)

Von 1205 befragten Kindern des 3.-5. Schuljahres aus allen Schularten geben aus der Gruppe der Mädchen 35,5% an, Mitglied in einem Sportverein zu sein. Davon 45% deutsche, aber nur 13,9% Mädchen mit Migrationshintergrund. Spezifiziert man nach ethnischen Gruppen, so zeigt sich, dass z.B. Aussiedlerinnen zu 15,9%, aber türkische Mädchen nur zu 3,1% Mitglied im Sportverein sind.

Vergleicht man diese Zahlen von 1992 mit den Daten einer Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts aus dem Jahr 2000, dann kann man vorsichtig optimistisch auf einen Anstieg des Sportengagements schließen.

In dieser Untersuchung geben immerhin 21% der Mädchen mit Migrationshintergrund an, organisiert Sport zu treiben, v.a. im Fußball und Kampfsport aber auch im Turnen, Schwimmen und der Leichtathletik. Zum Vergleich: Deutsche Mädchen geben dies zu 58% an. Allerdings ist der Gültigkeit dieser Daten einschränkend hinzuzufügen, dass rund ein Viertel der Mädchen angibt, in Tanzgruppen, (z.B. auch folkloristische Gruppen), aktiv zu sein. Dieses Sportengagement wurde in der Befragung der NRW-Jugendstudie nicht mit abgefragt, so dass die Daten von 1992 und die von 2000 nicht ganz vergleichbar sind. (Befragt wurden vom DJI 1208 Kinder im Alter von 10-11 Jahren, vgl. Deutsches Jugendinstitut e.V. (Hrsg.): Wie Kinder multikulturellen Alltag erleben. Ergebnisse einer Kinderbefragung. München 2000, 5; 27/28.).

Was lässt sich nun zum Sportengagement der Mädchen differiert nach verschiedenen Ethnien sagen?

2.2 Sportvereinsmitgliedschaft jugendlicher Hauptschülerinnen differenziert nach Ethnie (Kleindienst-Cachay 1991)

- deutsch: 29,8%
- griechisch: 28%
- ehemals jugoslawisch: 20,3%
- spanisch: 16,7%
- portugiesisch: 14,3%
- italienisch: 8,8%
- **türkisch 7,9%**
- Sonstige Nationalitäten: 22,6%

Es zeigt sich, was zu vermuten war, nämlich dass das Sportengagement der Mädchen mit Migrationshintergrund je nach ethnischer Zugehörigkeit stark differiert. Daran wird auch deutlich, dass es innerhalb der ethnischen Gruppen, wie auch bei deutschen Jugendlichen eine enorme Verschiedenheit gibt, die es bei allen Untersuchungen, aber auch bei Maßnahmen der praktischen Umsetzung zu berücksichtigen gilt.

Hier wie in der NRW-Jugendsportstudie zeigt sich die Gruppe der türkischen Mädchen als diejenige, die am wenigsten in Vereinen Sport treibt, gefolgt von den italienischen Mädchen. Diese Zahlen ändern sich jedoch sofort, wenn man Realschülerinnen befragt: In meiner Untersuchung an Realschülerinnen von 1991 geben immerhin 25% Mädchen mit Migrationshintergrund an, im Verein Sport zu treiben, während es bei den Hauptschülerinnen nur 14,2% sind. D.h. Sportengagement und Bildungsniveau korrelieren bei Migrantinnen ebenso wie bei deutschen.

Die von mir gefundenen ethnischen Unterschiede im Interesse am Sport bestätigt im Übrigen die neue Untersuchung von Boos-Nünning/ Karakasoglu aus dem Jahr 2005, auch in dieser Reihung. Auf die Frage nach sportlicher Betätigung als Freizeitbeschäftigung zeigen türkische Mädchen, gleich gefolgt von den italienischen Mädchen die geringsten Werte (vgl. Boos-Nünning/ Karakasoglu 2005).

Diese geringen Werte für aktives Sporttreiben in formellen Kontexten bedeuten nun allerdings nicht, dass die Mädchen mit Migrationshintergrund kein Interesse am Sporttreiben haben. Nach meiner Befragung wünschen sich immerhin fast 70% der Hauptschülerinnen mit Migrationshintergrund mehr Sport zu treiben in der Freizeit. Dieses Ergebnis wird durch die Daten der neuen Befragung von Boos-Nünning/ Karakasoglu (2005) gestützt. Dort wünschen sich immerhin 45% der befragten Mädchen mehr Sport in der Freizeit. Am liebsten würden sie Selbstverteidigungskurse machen (29%). Reine Mädchengruppen im Sport wünschen sich immerhin 24% aller türkischen Mädchen. Mädchen anderer Ethnien nur zu 16 %.

3 Migrantinnen als erfolgreiche Hochleistungssportlerinnen?

Die andere Seite zeigt sich darin, dass sich in den letzten Jahren in der deutschen Sportlandschaft etwas scheinbar Unmögliches entwickelt hat: Gerade aus der dem Sport am fernsten stehenden Gruppe von Frauen, nämlich der Gruppe der türkisch-muslimischen Arbeitsmigrantinnen, kommen plötzlich erfolgreiche Leistungssportlerinnen. Fast unbemerkt von der Öffentlichkeit hat eine wachsende Zahl von türkischen Mädchen und Frauen der zweiten und dritten Einwanderergeneration begonnen, sehr erfolgreich Hochleistungssport zu betreiben, vor allem in Kampfsportarten wie Tae Kwon Do, Karate und Boxen, aber auch in Mannschaftsspielen wie Fußball. Unter diesen Frauen sind sogar Teilnehmerinnen von Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen, wie z.B. die Bielefelderinnen Fadime Karatas-Hevacioglu und Neslar Caglar und die Essenerin Fatma Kayadelen.

Das heißt, Muslima, die in den Köpfen der Mehrheitsgesellschaft stets nur als Verliererinnen existieren, sind nun plötzlich sehr erfolgreich.

Dass die mit einem solchen Sportengagement verbundene jahrelange Mitgliedschaft in Sportvereinen in Deutschland, die lang andauernden Trainingsprozesse, die sportlichen Erfolge, aber auch die Niederlagen einen Einfluss auf die Sozialisation dieser jungen Frauen gehabt haben, darf ebenso plausibel vermutet werden, wie Wirkungen dieses Sportengagements auf die Integration in die Aufnahmegesellschaft.

Warum aber gelten erfolgreiche Sportkarrieren türkisch-muslimischer Migrantinnen in Deutschland als so unwahrscheinlich? Ein maßgeblicher Grund ist, dass es durch das Sportengagement der Töchter in den Familien in der Regel zu erheblichen Konflikten mit zentralen Prinzipien traditioneller muslimischer Mädchenerziehung kommt, nämlich vor allem mit dem Gebot der Geschlechtertrennung, dem Gebot der Beaufsichtigung und dem Gebot der Körperverhüllung (Nacktheitstabu).

Die große Bedeutung, die der Einhaltung dieser Gebote immer noch für viele in Deutschland lebende muslimische Familien, auch solche, die äußerlich assimiliert erscheinen, zukommt, ist nur vor dem Hintergrund des Virginitätsgebotes und der davon abhängigen Familienehre, insbesondere der Ehre des Vaters, im Kontext der die Familie umgebenden türkischen Migrantengesellschaft hinreichend verstehbar (Özkara, 1988; Matter, 1992; Mihiziyazgan 1996; Rohe, 2001, 134ff.)¹. Darauf, dass sich in Bezug auf diese Moralvorstellungen bei der heutigen Elterngeneration gewisse Veränderungen zeigen, wird später noch eingegangen.

Es kann deshalb zumindest mit einiger Plausibilität vermutet werden, dass es in dem Maße, in dem muslimische Mädchen in das westliche Sportsystem involviert werden, zu erheblichen Auseinandersetzungen mit den türkischen Eltern kommen dürfte, deren Ausmaß davon abhängt, wie stark sich die jeweilige Familie hier in Deutschland den Normen muslimischer Mädchenerziehung verpflichtet fühlt. Dies korrespondiert wiederum mit der Intensität, mit der in der Familie religiösen Geboten gefolgt wird. Dies bestätigt die neue empirische Studie über jugendliche Migrantinnen in Deutschland (vgl. Boos-Nünning/ Karakasoglu 2004, 21ff), die zu dem Ergebnis kommt, dass nicht die bloße Zugehörigkeit zur islamischen Religion den Zugang zum Sport erschwert, sondern die Intensität der Befolgung religiöser Gebote, für die das Tragen des Kopftuchs und das Verbot, sich allein an öffentlichen Plätzen und in multiethnischen Gruppen aufzuhalten empirische Indikatoren sind. Das heißt, diejenigen Mädchen, die angaben, Kopftuch zu tragen und sich nicht ohne Aufsicht an öffentlichen Plätzen aufhalten zu dürfen, haben auch das geringste Sportengagement.

¹ In welchem Ausmaß sich die in Deutschland lebenden Türken an diesen Normen orientieren, ist derzeit schwer zu beurteilen. Während Rohe (2001, 138) konstatiert, dass sich in der „Diaspora“ lebende Türken z.T. wesentlich traditioneller verhalten als im Heimatland, fand Westphal (2004, 485) jüngst bei türkischen Vätern eine Zurückweisung traditioneller Erziehungsnormen.

Unter sozialisations- und identitätstheoretischer Perspektive stellt sich nun die Frage, wie es den Töchtern gelingen kann, das, was in neueren identitätstheoretischen Entwürfen als spannungsreiches Gleichgewicht oder „individuelles Passungsverhältnis“ zwischen innen und außen, zwischen gesellschaftlichen Erwartungen einerseits und individuellen Bedürfnissen und Wünschen andererseits bezeichnet wird, aufzubauen (Keupp/ Höfer, 1997). Und dies noch dazu in einem gesellschaftlichen Umfeld, in dem die Anforderungen der Aufnahmegesellschaft und die der Herkunftsgesellschaft an junge Frauen höchst ambivalent sind. Diesen Fragen wurde im Rahmen eines Forschungsprojekts der Universität Bielefeld nachgegangen, das in den Jahren 1998 und 1999 von der NRW-Landesregierung gefördert wurde (Kleindienst-Cachay, 2004).

Da Konflikte im Identitätsbildungsprozess auch positiv wirken können, und zwar als Katalysatoren, (Strauß/ Höfer, 1998, 271f.), ist zu vermuten, dass durch die Erfahrung der Diskrepanz zwischen der Sportwelt einerseits und der türkisch-muslimischen Migrantenkultur andererseits wichtige Bereiche der jugendlichen Identitätsentwicklung angestoßen werden, wie z.B.

- eine gewisse normative Ablösung vom Elternhaus
- und die Entwicklung eigenständiger Werte und Normen,
- der Aufbau eines eigenständigen Freundeskreises,
- das erfolgreiche Absolvieren des Bildungs- und Ausbildungsprozesses
- sowie die Entwicklung eines positiven Verhältnisses zum eigenen Körper und zur Sexualität,
- Dies sind Entwicklungsaufgaben, wie sie für Jugendliche in westlichen Gesellschaften als wichtig auf dem Weg zum Erwachsenwerden vielfach beschrieben wurden (vgl. zusammenfassend Fend, 2003, 205ff)².

Die Hauptthese unserer Untersuchung besteht in der Annahme, dass ein Sportengagement, das über mehrere Jahre mit hoher Intensität aufrechterhalten wird und mit der Teilnahme am Wettkampfsystem verbunden ist, junge Muslima darin unterstützen kann, Entwicklungsaufgaben dieser Art zu bewältigen. Insbesondere die normative Ablösung vom Elternhaus, die aufgrund der bekannt familialistischen Orientierung türkischer Migrantenfamilien (Boos-Nünning/ Karakasoglu, 2005, 117ff) in der Regel von den Eltern mit Skepsis oder gar Misstrauen beobachtet wird, dürfte entscheidende Impulse erfahren.

4 Anlage der Studie

Es wurden 17 wettkampfmäßig Sport treibende junge türkische Migrantinnen (darunter Teilnehmerinnen von Europa- und Weltmeisterschaften sowie den Olympischen Spielen) im Alter zwischen 17 und 32 Jahren mit qualitativen Verfahren, d.h. mit halbstrukturierten Interviews, die narrative Anteile enthielten, untersucht. Alle Frauen stammen aus Arbeitsmigrantenfamilien, deren Väter hier in Deutschland Tätigkeiten ausüben bzw. ausgeübt haben, die am Ende der bundesrepublikanischen Berufsprestigehierarchie stehen. Unter den 17 befragten Frauen kommt keine aus einer Familie, die man als den Traditionen der muslimischen Mädchenerziehung gegenüber indifferent bezeichnen könnte. Vielmehr zeigen die Interviews, dass alle Familien, freilich in unterschiedlicher Weise, in ihrem Erziehungsverhalten den oben beschriebenen Geboten folgen.

Von den befragten Frauen wurden 5 in der Türkei geboren und kamen im Laufe ihrer Kindheit nach Deutschland, 12 wurden hier in Deutschland geboren. Die ausgeübten Sportarten sind: Tae Kwon-Do (4 Sportlerinnen), Karate (3), Boxen (1), Fußball (3),

² Eine ausführliche Darstellung des theoretischen Bezugsrahmens der Untersuchung würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen. Vgl. hierzu Kleindienst-Cachay 1998; 2000a; 2000b; 2004.

Volleyball (3), American Football (1), Handball (1) und Tanz (1). Alle Befragten waren in deutschen Vereinen oder in von türkischen Sportlern gegründeten multiethnischen Vereinen, die sowohl Deutsche als auch Migranten als Mitglieder haben, aktiv. Keine von ihnen gehörte einem monoethnischen Sportverein an.

5 Ausgewählte Ergebnisse der Studie

5.1 Durchsetzung der Sportwünsche, Wahl der Sportart – ein Balanceakt zwischen eigenen Bedürfnissen und elterlichen Vorgaben/ Strategie der sanften Durchsetzung

„Durch Sport zu mir!“, so lautet das Resümee einer Tae Kwon Do Kämpferin im Rückblick auf ihre Sozialisation im Jugendalter, einer Zeit, in der sie, wie sie selbst sagt, „auf vieles verzichten musste“, was für deutsche Mädchen selbstverständlich ist:

„Ich hatte keine Freunde, keine Meinungsfreiheit. (...) Beim Tae Kwon Do lernte ich gleichaltrige Jugendliche und Erwachsene kennen. Ich war begeistert davon, wie selbstbewusst und offen diese Menschen waren. In diesem Augenblick wurde mir bewusst, dass ich mich nicht mehr in meiner Entfaltung durch meinen Vater beeinflussen lassen würde. (...) Durch meinen Sport und durch meine neuen Bekannten begann sich mein Selbstwertgefühl zu steigern. Ich lernte mich zu artikulieren, ich lernte zu diskutieren und meine Bedürfnisse ohne Angst auszusprechen. Hinzu kam, dass ich in meinem Sport (...) sehr erfolgreich war und auch noch bin“ (697a).³

Diese Aussagen lassen einen für die befragten Sportlerinnen typischen Prozess erkennen, der sich über mehrere Jahre erstreckt und der durch viele Auseinandersetzungen gekennzeichnet ist, denn die Eltern stehen den Sportwünschen der Töchter spätestens ab Eintritt der Menarche überwiegend abweisend, zumindest aber restriktiv gegenüber. Der Hauptgrund der elterlichen Verbote liegt in der öffentlichen Präsentation des weiblichen Körpers im Sport in einer für muslimische Moralvorstellungen unschicklichen, ja aufreizenden Art und Weise. Um überhaupt eine Chance zum Sporttreiben zu erhalten, ist deshalb die Wahl der Sportart von entscheidender Bedeutung, d.h. beim Sporttreiben muss das Verhüllungsgebot insoweit respektiert werden, dass die Regeln des „Anstands“ nicht verletzt werden. Außerdem muss die Sportart mit dem Sportverständnis der türkisch-muslimischen Migrantenkultur zu vereinbaren sein. Beides trifft für Sportarten wie Karate und Tae Kwon Do zu. Eine Sportlerin, die bis zum Alter von 15 Jahren sehr erfolgreich am wettkampfmäßigen Schwimmsport in einem deutschen Verein teilgenommen hat, dann aber vom Vater Schwimmverbot erteilt bekam, berichtet über die Wahl der Sportart Karate folgendes:

„Ich habe geschaut, wo man lange Sachen anzieht. Ja, so bin ich eigentlich darauf gekommen. (...) Also ich habe mit meiner Freundin (gesprachen), ich habe gesagt: ‚Was soll ich jetzt machen? Ich brauche einen Sport, wo ich mehr angezogen bin.‘ Sie war auch Türkin. (...) Hat sie gesagt: ‚Mensch, mach doch Karate (...). Ist sowieso lange Jacke, lange Hose, da sagt dein Vater bestimmt nichts‘“ (1684ff).

Hinzu kommt, dass türkische Eltern den Kampfsport als Frauensport eher akzeptieren als andere Sportarten, weil ihm ganz pragmatisch ein Selbstverteidigungswert zugesprochen werden kann⁴. Dieser Sport scheint im Hinblick auf die weibliche Ehre eher kompatibel zu sein als andere Sportarten. Eine Karatekämpferin beschreibt die Argumente, mit denen ihr Vater ihr Sportengagement gegenüber dem türkischen Umfeld verteidigt, wie folgt:

³ Alle Interviewpassagen sind dem Interviewband des Abschlussberichts des Projekts entnommen (Kleindienst-Cachay, 2000a).

⁴ Dies scheint jedoch nur für die Distanzkampfsportarten Karate und Tae Kwon Do zu gelten, nicht für Kontaktsportarten wie Judo oder Ringen, weil es hier zu einem engem Körperkontakt zwischen den Gegnerinnen kommt, der mit türkischen Moralvorstellungen nicht zu vereinbaren ist. Vgl. hierzu die Aussage einer der interviewten Karatekämpferinnen.

„Nein, warum, Karate (...) ist gut. Kann sie sich selbst verteidigen (...). Als Frau kann man sich gut schützen“ (1690).

Für den Kampfsport spricht auch, dass es in Kampfsportvereinen oder -schulen deutlich mehr türkische Mitglieder als bei anderen Sportarten gibt, so dass die Eltern mehr Vertrauen in diese Sportgruppen haben. Auch lässt sich so das Beaufsichtigungsgebot, nämlich durch Verwandte oder enge Bekannte der Familie, die in Kampfsportarten aktiv sind, leichter einhalten. Dass es aber auch bei diesen Sportarten zu Konflikten mit traditionellen türkischen Moralvorstellungen kommen kann, zeigt folgendes Beispiel:

„Der Onkel hat zu meinem Vater gesagt: ‚Die darf kein Tae Kwon Do machen‘, weil, es ist so, wo ich gewonnen hatte, hat ein Kampfrichter meinen Arm gehoben und da ist er ausgerastet. (...) Also ein Mann darf eine Frau nicht angucken oder umgekehrt (...), auf jeden Fall nicht anfassen, das auf keinen Fall“ (101a).

Die Wahl von Sportarten, die in der türkischen Migrantengesellschaft akzeptiert sind, ist Teil einer „Strategie der sanften Durchsetzung“, die die befragten Frauen vor allem in der Anfangsphase ihres Sportengagements angewandt haben. Rückblickend sprechen die Sportlerinnen davon, dass es vieler „Betteleien“, eines großen „Einfühlungsvermögens“ und mancher „Überredungshilfe“ bedurfte, für die sie sich Fürsprecher holen, häufig den großen Bruder oder türkische Sporttreibende aus dem Bekanntenkreis, um sich den Sportzugang zu sichern.

Oft müssen die Mädchen kleine Tricks anwenden, wie Verharmlosen oder Verschweigen, manchmal auch Ausreden, ja sogar Lügen gebrauchen. D.h., die offene Konfrontation mit den Eltern wird möglichst vermieden. Die Anwendung einer solchen Konfliktvermeidungsstrategie wird auch durch Sportkameradinnen und Betreuer unterstützt. So berichtet eine Karatekämpferin, dass ihr Trainer, der gleichfalls Arbeitsmigrant ist und viel Verständnis aufbringt für ihre Situation, dazu rät, offene Konflikte mit den Eltern möglichst zu vermeiden:

„‘Wenn du Probleme hast mit deinen Eltern‘, hat er gesagt, sei immer trotzdem freundlich, sprich nicht so viel dagegen. (...) Sag‘ halt ‚Ja‘, aber du weißt trotzdem, was du willst. Du musst halt mit denen mehr diplomatisch umgehen, nicht auf Streit gehen‘. Ja und so habe ich das dann auch gemacht (...). Habe dann mehr einen Mittelweg gefunden (...)“ (1695).

Eine solche Strategie impliziert allerdings keineswegs, dass die Tochter sämtliche normativen Orientierungen, die ihr von den Eltern vorgelebt werden, negiert. Vielmehr zeigt z.B. das Interview mit dieser Sportlerin, dass es ihr wichtig ist, der Interviewerin zu vermitteln, dass sie bestimmte Normen und Verhaltensweisen des Elternhauses durchaus übernommen hat:

„Ja, zum Beispiel, ich habe auch viele Sachen nicht ignoriert, was meine Eltern mir gesagt haben. Es gibt viele Sachen, was die mir (...) beigebracht haben“ (1713).

Ein zentraler Konfliktanlass ist bei allen Sportlerinnen der Besuch von Abendveranstaltungen oder mehrtägigen Sportveranstaltungen und Trainingslagern, insbesondere dann, wenn auswärts übernachtet werden muss. Entweder gehen Begleitpersonen mit, bei einigen Sportlerinnen ist dies der Vater oder der Bruder, oder aber es muss die Erlaubnis, allein zu fahren, erst durch viel Überzeugungsarbeit bei den Eltern erreicht werden.

Eine Volleyballspielerin berichtet über Schwierigkeiten, die sie mit ihrer allein erziehenden Mutter aufgrund von Volleyballturnieren bekam, die manchmal erst spät abends zu Ende waren:

„Da waren diese Spiele am Wochenende. Da war man dann schon morgens weg und kam manchmal erst spät wieder. Das hat sie, die Mutter, nicht verstanden. Wo warst Du? (...) Da habe ich sie dann auch einmal mitgenommen, dass sie da auch einmal Einblick erhält“ (506).

Für diesen Zweck leiht sich die Sportlerin eigens ein Auto. Am Turnierort erklärt sie ihrer Mutter geduldig den ganzen Tag über immer wieder die Regeln des Turniers, um ihr zu verdeutlichen, dass es zu Beginn völlig offen ist, wie lange das Turnier für die jeweilige Mannschaft dauert und dass deshalb die Rückkehrzeit der einzelnen Mannschaften unbestimmt ist.

5.2 Konflikte mit den Eltern im Zusammenhang mit der persönlichen Lebensplanung

Die Strategie der schrittweisen und argumentativen Durchsetzung der Sportinteressen ist trotz der geschilderten Schwierigkeiten so lange erfolgreich, wie die Lebenspläne der Eltern für die Tochter nicht in Frage gestellt werden, d.h. solange die jungen Frauen keine eigenen von den Eltern abweichenden Bildungs- und Berufswünsche äußern oder die Absicht haben, in eine eigene Wohnung zu ziehen oder eine Freundschaft mit einem jungen Mann oder eine Lebenspartnerschaft eingehen wollen. Die Interviewpartnerinnen betonen, dass die größte Angst der Eltern gegenüber dem Sport darin bestehe, „dass die da auf andere Gedanken kommen, auf Abwege, vor allem, weil das ja Ungläubige sind, die anderen Sportlerinnen und Sportler“ (545). Dahinter stehen die begründeten Ängste der Familien, dass die Töchter ihre Lebensplanung in entscheidenden Punkten, nämlich die der sexuellen Selbstbestimmung und der Partnerwahl, selbstständig in die Hand nehmen könnten und sich normativ und emotional von der Familie und dem eigenethnischen Umfeld abwenden könnten.

Dass diese Ängste nicht unbegründet sind, vielmehr über den Sport auch wichtige Bereiche der Lebensplanung angestoßen werden und tatsächlich eine weit reichende Ablösung von den elterlichen normativen Orientierungen erfolgen kann, wird an Hand unserer Studie in mehreren Fällen deutlich.

So schildert z.B. eine Tae Kwon Do-Kämpferin, dass sie lange Zeit sehr bemüht gewesen sei, dass ihre „Entwicklung langsam und schleichend (stattfind), so dass mein Vater fast nichts bemerkte“ (697), wohl wissend, dass sie mit weitergehenden Wünschen nach Selbstbestimmung einen Familienkonflikt provozieren würde. Als sie dann Vorsicht und Heimlichkeiten mit Erlangung der Volljährigkeit aufgibt, kommt es zum Bruch mit dem Vater. Konkret: Sie hatte im Sportverein einen jungen Deutschen kennen gelernt, mit dem sie eine feste Beziehung eingehen wollte, und machte nun ihrem Vater deutlich, dass sie ihre Entscheidungen über Partnerwahl und Lebensziele selbst zu treffen gedachte. Der Vater war entsetzt und verbot ihr sofort den Sport. Sie wollte daraufhin ausziehen, der Vater ließ sie aber nicht weg, kündigte ihr gar die Zwangsverheiratung in der Türkei an und drohte schließlich, mit einer Waffe gegen sie vorzugehen. Noch heute ist diese Sportlerin, trotz ihrer letztendlich geglückten äußeren und inneren Ablösung vom Elternhaus und ihrer erfolgreichen Bildungs- und Sportkarriere, kaum in der Lage, über die damaligen Ängste zu sprechen.

Angst und Schuldgefühle scheinen aber nicht nur bei solch hochdramatischen Ablösungskonflikten aufzukommen, sondern waren bei vielen der betroffenen Sportlerinnen ständige Begleiter der geschilderten Sozialisationsverläufe: „Das war immer unter Druck und unter Angst“ oder: „Ich musste viele Ausreden erfinden“, so die Äußerungen einer Volleyballspielerin, wenn sie etwa nach dem Training zu einer Mannschaftsbesprechung länger blieb als der von der Mutter gesetzte Zeitrahmen es erlaubte, denn die Mutter kontrollierte akribisch Wochentage und Zeiträume des Weggehens. Diese Situation wurde von der Sportlerin als äußerst bedrückend empfunden und führte die junge Frau in eine schwere Krise:

„Man hat keinen Ausweg. Man lebt hier, und man sieht, wie die Freundinnen (...) alles dürfen in dem Alter, aber es heißt immer, du bist ne Türkin, du darfst das nicht. Und dann hasst man sich als Türkin (...), dann hasst man die Religion, warum die einem vorschreibt, dass man als Jungfrau in die Ehe gehen muss. Das ist eigentlich das A und O der Erziehung, zumal bei den Mädchen. (...) Ja, früher hat man's verflucht, dass ich Türkin war, ich

habe mich selbst gehasst, ich konnte das nicht verstehen. Ich hatte ganz oft an Selbstmord gedacht. (...). Ich habe wirklich sehr viel gelitten“ (518).

Die beiden geschilderten Konflikte sind keine Einzelfälle. Nahezu alle Befragten berichten über derartige Auseinandersetzungen, allerdings von unterschiedlicher Heftigkeit. Sechs der befragten 17 Frauen, also mehr als ein Drittel schildern schwere Konfliktsituationen mit den Eltern, davon mindestens drei mit erfahrener oder angedrohter körperlicher Gewalt bzw. mit vollzogener Verstoßung aus der Familie.

Neben der Frage der Partnerwahl bildet die starke Einbindung in häusliche Arbeiten und in Familienrituale (insbesondere aufgrund gegenseitiger Besuche verschiedener Familien) ein weiteres erhebliches Konfliktpotenzial zwischen Eltern und Töchtern, weil den jungen Frauen dadurch kaum Zeit für den schulischen Qualifizierungsprozess und für ihre individuellen Interessen, insbesondere das Sportengagement, bleibt. Die Stunden beim Sport werden vielfach wie eine Gegenwelt erlebt, in der eine Befreiung von häuslicher Verantwortung, Pflichten und Geboten erfolgt.

5.3 Entwicklungen in der Bildungs- und Berufslaufbahn

Es ist verstehbar, dass der Sport angesichts der beschriebenen Situationen in der Familie als eine Welt wahrgenommen wird, die völlig konträr zum Elternhaus ist, in der es ganz andere Themen und andere Interaktionstile gibt, in der man sich über die eigene Körperlichkeit positiv erfahren sowie großen Erfolg haben kann und wo man sich in einer Gruppe gleich gesinnter Jugendlicher und junger Erwachsener geborgen fühlt. So berichten die jungen Frauen auch von „Hochstimmung“, von „Glücksgefühlen“, die sie im Sport erfahren, insbesondere „wenn die Leistung stimmt“ (590), sowie davon, dass der Sport ihr Selbstbewusstsein gestärkt und sie dazu angeregt habe, ihre „Kräfte auszuschöpfen“ (498). Diese Anregungen gehen bei manchen Sportlerinnen so weit, dass sie im Verlauf der Sportkarriere beschließen, die schulische Ausbildung fortzusetzen bzw. wieder aufzunehmen oder einen beruflichen Weiterqualifizierungsprozess einzuleiten:

„Wenn man drei oder vier Mal die Woche ins Training geht, und dann hat man vier bis fünf Mal pro Jahr die Möglichkeit sich zu vergleichen und dann immer ganz oben ist, das ist schon wie ein Adrenalinstoß, dass man sich sagt, jetzt noch mehr, jetzt aber noch besser (...). Also wenn ich im Sport nicht so erfolgreich gewesen wäre, dann wäre ich, glaube ich, gar nicht so auf die Idee gekommen, mich ganz so weiter zu bilden, mein Abitur zu machen, zu studieren“ (611f).

So haben denn auch von den untersuchten 17 Sportlerinnen acht das Abitur und weitere vier die fachgebundene Hochschulreife. Vier weitere Frauen verfügen über den Realschulabschluss, eine über den Hauptschulabschluss. Diese Zahlen liegen weit über dem durchschnittlichen Bildungsniveau junger türkischer Frauen in Deutschland: Nach dem neuesten Bericht der Integrationsbeauftragten der Bundesregierung besuchten im Schuljahr 2002/03 nur 10,8% der in Deutschland lebenden türkischen Jugendlichen das Gymnasium, fast die Hälfte (45,7%) dagegen die Hauptschule. Und eine Untersuchung an Hamburger Schulen ergab, dass nur 8% der türkischen Jugendlichen die Allgemeine Hochschulreife erreichen, 47% verlassen die Schule mit dem Hauptschulabschluss und fast ein Fünftel ist ohne jeglichen Schulabschluss (Popp, 1994).

Die Häufung hoher Bildungsabschlüsse bei den von uns interviewten Frauen ist so auffällig, dass reflektiert werden muss, in welchem Zusammenhang dieses Merkmal mit dem gleichfalls für Türkinnen ungewöhnlich hohen Sportengagement steht. Sicher ist, dass ein hoher Bildungsabschluss bei heutigen Jugendlichen generell mit einer hohen Berufsorientierung und mit hoher Leistungsorientierung (versus Genussorientierung) sowie mit einer Ausrichtung am langfristigen Nutzen einhergeht. Auf diese Zusammenhänge weisen die Ergebnisse der Shell Jugendstudie aus dem Jahr 2000 sowohl für deutsche Jugendliche als auch Jugendliche mit Migrationshintergrund nachdrücklich hin (Fischer/ Münchmeier, 2000, Bd. 1, 55). Da all

diese Orientierungen auch für erfolgreiches Sporttreiben von großer Bedeutung sind, kann von einer wechselseitigen Bedingtheit zwischen Sportengagement und Bildungsaspirationsniveau ausgegangen werden.

Dass die Sportlerinnen hier offenbar selbst einen positiven Zusammenhang sehen, zeigt sich in einigen der Interviews:

“Meine Entwicklung lief stetig nach vorn, die wuchs und wuchs (...). Auf Grund dessen, weil man im Sport recht erfolgreich war, hat man sich ja auch im Leben etwas erhofft, und weil man ja auch andere Gesichtspunkte mitbekommen hat (...), andere Gesinnungen kennen gelernt hat, andere Aspekte, die eine Überlegung wert waren, und die man so geistig auch mitdachte (...). Das Leben zu Hause und das Leben in der Schule und dem Verein, das waren zwei Welten” (594).

Die Sportlerin betont, dass mit dem sportlichen Erfolg auch ihr Selbstbewusstsein gewachsen sei und dass so der Gedanke, das Leistungsstreben auf andere Bereiche als nur den Sport auszudehnen, nahe lag:

“Als mir klar wurde, dass ich mit viel Ehrgeiz im Leben fast alles erreichen kann, wollte ich natürlich nicht nur Erfolg im sportlichen, sondern auch im beruflichen Bereich. Ich wollte nicht diesem typischen Bild der türkischen Frau folgen. Ich wollte mehr von meinem Leben, und ich begann, meinen Stil systematisch zu verwirklichen” (697).

Nach dem Realschulabschluss und einer Lehre als Arzthelferin machte diese junge Frau das Abitur nach und studierte dann Biologie und Sport. Sie stand zum Zeitpunkt des Interviews kurz vor dem Staatsexamen.

“Ich habe immer gedacht, ich möchte das, und wenn ich da voll hinter stehe, dann schaffe ich das, und ich habe es geschafft” (697).

Neben der Steigerung der Leistungsmotivation durch den sportlichen Erfolg wirken auch die Kontakte und Gespräche mit den Sportkameradinnen und Sportkameraden, die sich in der Mehrzahl in höheren Bildungsgängen befinden, anregend:

“Ja, das waren ja hauptsächlich auch Leute oder Freunde, die auch studiert haben oder Abitur hatten und sich manchmal über Sachen unterhalten haben, wo man dann dabei saß und sich fragte, worüber unterhalten die sich jetzt, und man konnte nicht mitreden, und sich denkt: Du möchtest aber auch einen Beitrag da geben können, dich artikulieren können” (614).

Einen ähnlichen, eben nicht linearen, sondern unterbrochenen und dann wieder fortgesetzten Bildungsverlauf, wie den eben geschilderten, haben wir bei vielen der untersuchten Sportlerinnen beobachtet. Nahezu alle Befragten hatten im Verlauf ihrer Schulkarriere erhebliche Lern- und Leistungsprobleme, insbesondere kurz nach der Einschulung sowie beim Übergang von der Grundschule in die Sekundarstufe I. Solche Übergangsschwierigkeiten scheinen für Migrantenkinder typisch zu sein. Nicht selten führt der Weg dann in die Haupt- oder gar Sonderschule (Gomolla, 2003, 101ff).

Dass diese Schwierigkeiten überwunden werden konnten, ist, neben der individuellen Anstrengungsbereitschaft, vielfach Lehrerinnen und Lehrern, auch Sportlehrern, Übungsleitern und Trainern, geschuldet, die im Laufe der Bildungskarriere vielfältige Unterstützungsleistungen erbracht haben und die regelrecht als soziale Ressourcen der Sportlerinnen betrachtet werden können.

Eine einfache Kausalität zwischen Sporttreiben in leistungssportlichen Kontexten und Bildungserfolgen darf man allerdings nicht annehmen. Vielmehr ist durchaus auch mit spezifischen Selektionseffekten bei den Probandinnen zu rechnen. D.h., es könnte sein, dass es sich bei den Befragten von der Disposition her um besonders hoch leistungsmotivierte Frauen handelt, deren Leistungsmotivation durch den Sport derart verstärkt wurde, was sich

wiederum positiv auf die Bildungskarriere ausgewirkt hat. Solche Additionseffekte können jedoch mit den hier verwendeten Untersuchungsmethoden nicht nachgewiesen werden.

Einflüsse, die vom Sporttreiben ausgehen und auf verschiedene Entwicklungsbereiche im Jugendalter einwirken, wie eben exemplarisch am Beispiel der Bildung gezeigt, berichten die befragten Sportlerinnen auch im Zusammenhang mit anderen von uns untersuchten Sozialisationsbereichen (Aufbau eines eigenständigen Freundeskreises, Entwicklung eines positiven Verhältnisses zum eigenen Körper und zur Sexualität, Entwicklung eigenständiger Lebenspläne). Auch in diesen für die jugendliche Entwicklung bedeutsamen Themenfeldern äußern die Befragten Einflüsse durch die Sozialisation im Sport, die in Richtung auf einen reflexiven und diskursiven Umgang mit den Normen der eigenen Ethnie, aber auch der Aufnahmegesellschaft weisen und die den Aufbau eigenständiger Normen begünstigen.

6 Sport - Belastung oder Chance für den Aufbau von Identität muslimischer Mädchen und Frauen?

Es scheint viel dafür zu sprechen, dass ein hohes Sportengagement, verbunden mit Wettkampfsport, bei muslimischen Mädchen wie ein Katalysator für lebensgeschichtlich bedeutsame Prozesse im Jugendalter wirken kann. Mit ihrer Entscheidung, in der Pubertät, trotz des Widerstands der Eltern, weiter Sport zu treiben und sich an das westliche Sportsystem zu binden, entscheiden sich die Mädchen unbewusst für ein anderes weibliches Rollenmodell, als das, das ihre Familien für sie vorgesehen haben. D.h. der Sport ermöglicht es den jungen Frauen mit Migrationshintergrund, für sich selbst das Geschlechterkonzept neu zu definieren. Dieses neue Geschlechterkonzept einer Türkin, die aber trotzdem modern ist (vgl. Zitat F. S.), ist gekennzeichnet durch ein „eigenes Modernisierungskonzept“, das westlichen Modernisierungsvorstellungen keinesfalls in allen Punkten entspricht (vgl. Herwartz-Emden, 1998). Es kann als Ausdruck des Versuchs, ein spannungsreiches Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Kulturen herzustellen, verstanden werden, das gleichzeitig die Möglichkeit zur Konstruktion einer wirklich „einzigartigen“ Identität bietet, nämlich als türkisch-muslimische Frau zwar bestimmte, mit der Ethnie verbundene Traditionen zu leben, aber gleichzeitig erfolgreich Leistungssport in mehrheitlich deutschen Gruppen zu betreiben, noch dazu in einer „Männerdomäne“, wie z.B. dem Kampfsport oder dem Fußball.

Eine Boxerin, die 1998 Vizeweltmeisterin im Boxen wurde, und zwar für die Türkei, weil sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht die deutsche Staatsbürgerschaft besaß, bringt diese besondere Identitätskonstruktion auf den Punkt, in dem sie über ihre soziale Stellung und ihr Ansehen bei den gleichaltrigen männlichen Jugendlichen der ethnischen community resümierend berichtet:

„Die haben gesagt: ‘Hey, die ist modern, und sie macht das alles, und sie ist ein Mädchen und (...) sie trainiert mit uns, aber sie hat immer noch ihre Normen und sie hat ihre Werte, und sie macht ihre Schule (...) und sie ist ehrgeizig und erfolgreich. (...). Die waren sehr stolz auf mich. Und auch, dass ich halt das Religiöse nie vernachlässigt habe, sondern da auch ganz klare Grundsätze hatte“ (896).

Auf die Frage, wie sie dieses Leben mit zwei Kulturen empfinde, antwortet diese Sportlerin ohne Zögern:

„Für mich gilt eigentlich, dass ich so zwischen den Kulturen tänzele, aber es ist nicht so, dass man dazwischen gefallen ist. Man weiß, wo man hingehört. Man hat einen festen Bezug zu dem, wo man herkommt, was man ist. Aber es gibt halt in beiden Kulturen sehr positive Dinge“ (827).

Dass dieses Leben „dazwischen“ durchaus als bereichernd wahrgenommen wird, zeigen z.B. die folgenden Äußerungen der von mir interviewten Sportlerinnen:

„(Ich fühle mich) halb türkisch, halb deutsch. Das ist eine Bereicherung!“

„Durch (das) (das Leben zwischen Deutschen und Türken, d. Verf) wirst du auch toleranter. Wenn ich nur eine Seite hätte, das wäre nicht so gut“

„Also, wenn man mich so sieht, würde man sagen (die fühlt sich, die Verf) eher deutsch. Aber Dinge, die für mich wichtig sind aus meiner Religion, die möchte ich auf keinen Fall verlieren. Ich habe mir so eine Kombination aus beidem zusammengestellt“

„Ich finde das als Bereicherung. Ich bin froh, hier aufgewachsen zu sein, Ausbildung (d.h. Studium und Referendariat) gemacht zu haben, Sport zu treiben. Aber ich bin auch froh, dass ich etwas Besonderes bin und auch noch etwas anderes in mir habe, d.h. die türkische Seite“.

Spürbar ist das Bemühen der jungen Frauen, trotz zum Teil großer Schwierigkeiten, verschiedenen, z.T. ambivalenten Anforderungen zu entsprechen. Dies zeigt sich z.B. an der Wahl der Sportart, am Bekleidungsverhalten, den Geboten der Speisenauswahl und -zubereitung, bestimmten Körpertechniken, der Einhaltung religiöser Fastengebote, insbesondere aber an der Partnerwahl und der Respektierung des Virginitätsgebots.

Im Hinblick auf die Kleidung kann man von einer bewusst dezent weiblichen Inszenierung dieser Sportlerinnen sprechen, die allerdings ist von sexualisierenden Tendenzen: So berichtet eine Fußballerin, dass sie die als zu kurz empfundenen Hosen des offiziellen Fußballvereinstrikots zurückgewiesen und eine andere, längere Hose gefordert habe. Oder es wird im T-Shirt geboxt und eben nicht im Top oder in einem BH-ähnlichen Oberteil, wie dies im Boxen vielfach der Fall ist. Oder: bei einem Fototermin wird dann eben gesagt: „Nein, so möchte ich nicht fotografiert werden!“, d.h. eben nicht im Latexkleid, wie der Fotograf es wollte.

So ergibt sich aus einem Prozess des Kennenlernens, Reflektierens und Neudefinierens ein spannungsreiches Miteinander verschiedener kultureller Praktiken als Möglichkeit „viele Welten zu leben“, wie dies die Forscherinnen Boos-Nünning und Karakasoglu in ihrem neuen Buch über junge Mädchen mit Migrationshintergrund bezeichnen (vgl. Boos-Nünning/Karakasoglu 2005).

Rückblickend betonen die Sportlerinnen, dass sie eigenständig zu ihren jeweiligen normativen Orientierungen gefunden haben. Heute lehnen sie selbstbewusst jegliche Kontrolle von außen, z.B. durch die Eltern oder die Migrantengesellschaft, ab und verweisen darauf, dass sie selbst die Maßstäbe ihres Handelns setzen.

Eine wichtige äußere Bedingung für das Gelingen dieser individuellen Passungsverhältnisse ist allerdings, dass die Eltern eine gewisse Diskursbereitschaft gegenüber ihren Töchtern aufbringen, wenngleich diese Bereitschaft in manchen Familie nur sehr gering entwickelt war und durch das Handeln der Töchtern erst eigentlich hergestellt werden musste, zum Teil verbunden mit erheblichen persönlichen und sozialen Kosten. In Bezug auf die Verhandlungsbereitschaft in türkischen Migrantenfamilien scheinen sich allerdings in den letzten Jahren entscheidende Veränderungen abzuzeichnen: Forschungsergebnisse von Westphal zeigen, dass Väter das traditionelle Erziehungsverhalten zunehmend als autoritär zurückweisen und die Beziehung zu ihren Töchtern als ein immer wieder neu auszuhandelndes Verhältnis, das auf Vertrauen beruht, beschreiben (Westphal 2004, 485). Ich kann dies für einige der von mir untersuchten Sportlerinnen bestätigen.

Aus den geschilderten „gelungenen“ Sozialisationsverläufen nun zu schließen, dass das Leben „in vielen Welten“ (Boos-Nünning/ Karakasoglu 2005) ohne Risiken ist, wäre freilich falsch, denn die beschriebenen Handlungsstrategien zur Balance zwischen der Welt der muslimischen Kultur einerseits und der Sportwelt der Mehrheitsgesellschaft andererseits

können durchaus zu Problemen für das Selbst führen. Die Gefahr des Scheiterns bei der eigenen Identitätskonstruktion oder auch nur des resignierten Rückzugs aus dem Sport, mit eventuell negativen Attribuierungen auf sich selbst, ist nicht von der Hand zu weisen. Wie viele drop-outs es in diesem Bereich gibt, ist allerdings bisher nicht bekannt. Die von uns befragten Frauen, alles erfolgreiche Sportlerinnen, scheinen eher gestärkt aus den geschilderten Konflikten hervorgegangen zu sein, denn sie schreiben im Interview die Lösung ihrer Probleme sich selbst als Leistung zu, was man als Indikator für die Erfahrung von Selbstwirksamkeit werten kann, eine zentrale Voraussetzung für die Aufrechterhaltung von Identität.

Die Untersuchung zeigt ein neues Bild junger Muslima: Die von uns Untersuchten haben nicht viel gemein mit jenen türkisch-muslimischen Frauen, die in älteren, (z.T. kulturalistisch argumentierenden) Arbeiten zur Migrationsforschung stets als „Opfer ihrer Verhältnisse“ gesehen wurden, und denen durch westliche Interaktionspartner zu einer Befreiung von ihrer angeblich „rückständigen“ Lebensweise verholfen werden müsse⁵. Ebenso unterscheiden sich die befragten Sportlerinnen in ihrem Konfliktlösepotenzial von jenen muslimischen Mädchen, die – wie andere Interviewstudien belegen – aufgrund familiärer Abhängigkeit ihre Lebenspläne aufgeben, sich anpassen, resignieren, oft genug sogar Ohnmachtgefühle entwickeln und psychisch krank werden (Bründel/ Hurrelmann, 1994).

Bemerkenswert ist zudem, dass die von uns befragten Sportlerinnen in den Interviews betonen, heute wieder eine befriedigende, zum Teil sogar sehr gute Beziehung zu ihren Eltern zu haben. Vielfach bilanzieren auch die Eltern den Ablösungsprozess ihrer Töchter rückblickend positiv. Sie sind stolz auf die Erfolge der Töchter im Sport, in der Schule, der Universität und im Beruf, und sie sind froh, dass sie die Risiken eines Sportengagements der Töchter eingegangen sind. Die Töchter wiederum äußern überwiegend Verständnis für die schwierigen Sozialisationsbedingungen im Elternhaus, die sie auch dem stark kontrollierenden türkisch-muslimischen Umfeld zuschreiben. Als besonders positiv heben die Töchter die Lernprozesse ihrer Eltern, hier einer Mutter, hervor:

„Heute sage ich, das ist einfach enorm, (es war) wirklich ein enormer Entwicklungsprozess, von ihrer Sicht her. Früher konnte ich das nicht verstehen, dass sie so zurückgeblieben ist, dass sie unbedingt ihren Erziehungsprozess an uns weiter entwickeln wollte“ (516).

Solche Aussagen lassen auf intergenerative Transmissionseffekte zwischen Töchtern und Eltern schließen (Nauck, 1994). Wie unsere Interviews zeigen, beziehen sich diese Effekte nicht nur auf den elterlichen Erziehungsstil und das Sportverständnis, sondern auch auf Alltagspraxen, wie z.B. das Ernährungs- und Bekleidungsverhalten. Zwischen Töchtern und Müttern reichen diese Veränderungen sogar bis in Bereiche tief internalisierter Körperpraxen hinein.

7 Integration durch Leistungssport?

Dass bei den von uns untersuchten jungen Sportlerinnen die Integration in die Mehrheitsgesellschaft gefördert wurde, bei gleichzeitig bestehender enger Verbundenheit mit der Migrantengesellschaft, zeigt sich an folgenden Indikatoren⁶: Alle nun folgenden Ergebnisse lassen sich mit Aussagen aus den Interviews belegen.

1. Alle befragten Sportlerinnen verfügen über hohe bzw. höchste Bildungsabschlüsse; dies ist die wichtigste Voraussetzung dafür, überhaupt einen Arbeitsplatz zu bekommen, vor allem aber, einen Beruf ausüben zu können, der einerseits ein entsprechendes Einkommen, andererseits die notwendige soziale Anerkennung sichert.

⁵ Vgl. zur Kritik an diesen Vorstellungen Westphal (2004).

⁶ Indikatoren der Integration nach Esser (1980); ähnlich: Goebel & Prieß (2003).

2. Die Lebenspläne der Sportlerinnen sind auf die Aufnahmegesellschaft konzentriert; es bestehen, wenn überhaupt, nur zeitlich begrenzte Rückkehrwünsche. Die Sportlerinnen haben zu einem großen Teil bestimmte Funktionen in Sportverein übernommen (Übungsleiterin, Trainerin, Kampfrichterin, Abteilungsleiterin). Die Sportlerinnen äußern eine hohe Zufriedenheit mit dem Leben in Deutschland, sie äußern sich sehr zufrieden darüber, dass sie die Möglichkeit hatten, entsprechende Bildungsabschlüsse zu machen. Viele wollen konkret etwas tun für die Verbesserung der Sportsozialisation und der Bildungschancen muslimischer Kinder und Jugendlicher.

4. Die Sportlerinnen verfügen über sehr gute sprachliche Fähigkeiten.

5. Sie sind in die Aufnahmegesellschaft sozial integriert, gemessen an der Häufigkeit der Freizeitkontakte mit Deutschen und sie schätzen diese Kontakte als hoch bedeutsam für ihre persönliche Entwicklung ein.

Allerdings kann man die beschriebenen positiven Effekte nicht allein auf die strukturellen Bedingungen und die soziale Unterstützung im Leistungssport zurückführen. Vielmehr muss bei allen individuellen Sozialisationsverläufen von einem Wechselwirkungsverhältnis ausgegangen werden, d.h. von einem interaktionalen Zusammenwirken zwischen Umwelt einerseits und individuellen Ressourcen andererseits, also Intelligenz, motorische, sozial-emotionale und sprachliche Fähigkeiten sowie psychische Dispositionen. Günstige individuelle Voraussetzungen können sich aber erst durch optimale Umweltbedingungen, kurz: durch aufnahmebereite und Anerkennung vermittelnde Systembedingungen voll zu guten und sehr guten Fähigkeiten und Fertigkeiten ausbilden, so dass am Ende wieder Akteure und soziale Teilsysteme der Aufnahmegesellschaft, d.h. bezogen auf unseren Untersuchungsgegenstand: Schule und organisierter Sport gefordert sind, für die entsprechenden Umweltbedingungen zu sorgen.

Literaturverzeichnis

Boos-Nünning, U./ Karakasoglu, A.: Mädchen mit Migrationshintergrund und sportliches Engagement. Sonderauswertung. Herausgeber: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Zugriff im Dezember 2004 unter <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung5/Pdf-Anlagen/maedchen-migrantinnen-sport.pdf>

Boos-Nünning, U./ Karakasoglu, A.: Viele Welten leben. Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund. Münster 2005.

Brinkhoff, K.-P./ Sack, H.-G.: Sport und Gesundheit im Kindesalter. Der Sportverein im Bewegungsleben der Kinder. Weinheim und München 1999.

Bründel, H./ Hurrelmann, K.: Bewältigungsstrategien deutscher und ausländischer Jugendlicher. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 14 (1994), 2-19.

Endrikat, K./ Schaefer, D./ Mansel, J./ Heitmeyer, W.: Soziale Desintegration. Die riskanten Folgen negativer Anerkennungsbilanzen. In: Heitmeyer, W. (Hrsg.): deutsche Zustände. Folge 1. Frankfurt 2002, 37-58.

Esser, H.: Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Darmstadt 1980.

- Fend, H.: Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Opladen 2003.
- Fischer, A./ Münchmeier, R. (Hrsg.): 13. Shell-Jugendstudie – Jugend 2000. Opladen 2000.
- Goebel, D./ Pries, L.: Transnationale Migration und die Inkorporation von Migranten. Einige konzeptionell theoretische Überlegungen zu einem erweiterten Verständnis gegenwärtiger Inkorporationsprozesse von Migranten. In: Swiaczny, F./ Haug, S. (Hrsg.). Migration – Integration – Minderheiten. Neuere interdisziplinäre Forschungsergebnisse. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 107 (S. 35 – 48). Wiesbaden 2003.
- Gomolla, M.: Fördern und Fordern allein genügt nicht! Mechanismen institutioneller Diskriminierung von Migrantenkindern und -jugendlichen im deutschen Schulsystem. In: Auernheimer, G. (Hrsg.): Schief lagen im Bildungssystem. Die Benachteiligung der Migrantenkinder. (S. 97-112). Opladen 2003.
- Keupp, H./ Höfer, R. (Hrsg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt 1997.
- Kleindienst-Cachay, C.: Sportengagement muslimischer Mädchen und Frauen in der BRD – Forschungsdesiderate und erste Ergebnisse eines Projekts. In: Klein, M.-L./ Kothy, J. (Hrsg.): Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport (S. 113-125). Hamburg 1998.
- Kleindienst-Cachay, C.: Abschlussbericht des Projekts: „Sportsozialisation und Identitätsentwicklung hochsportiver muslimischer Mädchen und Frauen in Deutschland“. Masch. schr. Manuskript Universität Bielefeld 2000a.
- Kleindienst-Cachay, C.: Sport und weibliche Identität am Beispiel junger hochsportiver muslimischer Frauen in der BRD. In: Blanke, B./ Fietze, K. (Hrsg.): Sport, Identität, Geschlecht (S. 13-27). Hamburg 2000b: Czwalina.
- Kleindienst-Cachay, C.: Sportsozialisation und Identitätsentwicklung hochsportiver muslimischer Mädchen und Frauen in Deutschland – Ausgewählte Ergebnisse eines Forschungsprojekt des Ministeriums für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen. In: Klein, M.-L./ Kleindienst-Cachay, C. (Red.): Muslimische Frauen im Sport – Erfahrungen und Perspektiven (S. 47-61). Hrsg. vom Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (MSWKS). Baltmansweiler 2004.
- Matter, M.: Ehre und Moral. In: Hessische Vereinigung für Volkskunde, Halter, M. (Hrsg.), Fremde Nachbarn. Aspekte türkischer Kultur in der Türkei und in der BRD. Reihe: Hessische Blätter für Volk- und Kulturforschung. Neue Folge 29 (S. 95-104). Marburg 1992.
- Mihiziyazgan, U.: Türkische Mädchen im Sportunterricht. In: Alkemeyer, T./ Bröskamp, B. (Hrsg.): Fremdheit und Rassismus im Sport (S. 87-108). St Augustin 1996.
- Nauck, B.: Erziehungsklima, intergenerative Transmission und Sozialisation von Jugendlichen in türkischen Migrantenfamilien. Zeitschrift für Pädagogik 40 (1994), 43-62.

- Özkara, S.: Zwischen Lernen und Anständigkeit. Erziehungs- und Bildungsvorstellungen türkischer Eltern. Frankfurt 1988.
- Popp, U.: Geteilte Zukunft. Lebensentwürfe von deutschen und türkischen Schülerinnen und Schülern. Opladen 1994.
- Rohe, M.: Der Isalm – Alltagskonflikte und Lösungen. Freiburg 2001.
- Strauß, F./ Höfer, R.: Entwicklungslinien alltäglicher Identitätsarbeit. In: Keupp, H./ Höfer, R. (Hrsg.): Identitätsarbeit heute: klassische und aktuelle Perspektive (S. 270-306). Frankfurt am Main 1998.
- Westphal, M.: Integrationschancen für Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund im und durch Sport (I). Dt. Jugend, 52 (11) 2004, 480-485.